

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Bischofsfieber

[urn:nbn:de:bsz:31-338948](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338948)

Das Bischofsfieber



Das Dörflein liegt im Vorhof des Himmels, dort, wo die blauen Wolkenvorhänge sich in den Franzenmänteln des Tales verfangen. Durch das Dörflein führt eine silbergraue, im Winter hochverschneite Straße. Sie läuft bis auf

die Egg. Dort aber fängt sie sich an zu drehen und zu winden, als wolle sie nimmer vorwärts. Es geht ihr wie den Menschen im Dörflein, die das Heimweh ankommt, wenn sie einmal über die Marchen hinausmüssen. Denn hinter der Egg beginnt die Welt. Die Welt aber liegt im argen. Das hatte die Straße wohl gemerkt, das wußte auch ganz Mayoran. So hieß das Dörflein vor den blauen Wolkenvorhängen.

An der Landstraße, mitten im kleinen Dorf, lag der Pfarrhof, ein Riegelbau mit roten Geranien und dunklen Nelken vor den winzigen Gatterfenstern. Auf der linken Seite des pfarrherrlichen Sitzes flüsterte eine von Geißblatt und Weißelkirschen überzogene Laube. Rechts davon, auf dem Dorfplatz, etwa zwanzig Schritte von der Kirche weg, schwatzte der Dorfbrunnen und wusch die Lindenblätter staubfrei, die der alte, behäbige Baum daneben dem ordnungsliebenden Plauderonkel zum Trotz immer wieder in seinen Trog warf. Etwa zwanzig wetterbraune, verrandete Bauernhäuser, einige noch mit Moos überzogene Schindeldächer, um den Kamin mit Blech beschlagen, und etwa zwei, drei kahle Steinhäuser erhoben sich zu beiden Seiten des weißen Striches, auf dem morgens und abends die Post angekeucht kam. Sie sonnten sich in derselben behaglichen Ruhe bäuerlicher Behäbigkeit wie ihre zwei- bis dreihundert Bewohner, die Jahr um Jahr noch ohne alle Maschinen mit ihrer Hände Fleiß ihre Äcker bebauten, ohne daß je die Zeitereignisse sie allzusehr aus der Dämmerstunde ihres Friedens weckten.

Einmal wurde das Dörflein aber doch aus seinem hundertjährigen Schlaf aufgerüttelt, und mancher aus den umliegenden Ortschaften hat damals gelacht. Ach, die Mayoraner! Denen ist's ergangen, wie es Leuten geht, die nur so weit gekommen sind, als der Rauch aus ihrem Schornstein weht.

Jene aber, über die am meisten gelacht wurde, damals in Mayoran und in den Dörfern ringsum, das ist des Pfarrers Agatli, ein zusammengeschrumpftes Weiblein, eine getreue, einfältige Seele. Der Herrgott mißt, zum Glück für sie, nicht den Verstand des Menschen, sondern das Herz. So wird das Agatli nicht zu kurz kommen, trotz aller Menschlichkeit. Stimmt euch die Geschichte heiter, so vergeßt nicht: Das Agatli hat sie in tausend Ängsten und Nöten erlebt!

Sie sitzt in der Küche und hätschelt die Katze. Kommt da wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel der Herr Pfarrer, die Brille nur am linken Ohr eingehängt, den Schweiß

mit einem Handtuch von der Stirn wischend, herein. In der Hand schwenkt er einen großmächtigen Brief mit dem Bischofsiegel.

Ganz sonderbar eng wird es der alten Jungfer, als jetzt der Pfarrer anfängt: „Also höret, ich sollte es zwar von der Kanzel herab verkünden, aber es geht noch ein paar Tage, wenn Ihr es aber wisset, weiß es morgen das ganze Dorf, und das ist justament gut. Dann hab' ich



am Sonntag eine plattbenvolle Kirche.“ Der Herr Pfarrer atmet heftig, netzt seinen Zeigefinger und reibt sich hinter den Ohren. Das tut er, wenn er eine Freude hat oder einen Ärger, denkt neugierig das Agatli. „Sehet, Agatli, dreißig Jahre bin ich Pfarrer zu Mayoran — dreißig Jahre, fast ein Menschenleben, aber so ein hoher Herr ist nie zu uns gekommen. Die ganze Zeit haben meine Dorfkinder nach Kopplingen hinuntermüssen zur Firmung, und jetzt — der neue —, es wird eben schon sein, weil ich mit ihm im gleichen Kolleg gesessen — apropos — das ist eben ungefähr in der gleichen Schulbank. Ich will Euch jetzt anfangen zu bilden, daß, wenn er ankommt —.“ — „Wer, Herr Pfarrer?“ fragt das Agatli dazwischen. Es ist fassungslos. So viel hat Hochwürden fast nicht in zwei Wochen mit ihr gesprochen. Und jetzt sitzt er auf dem Küchentisch und will nicht aufhören!

„Aber, Agathe, Ihr seid immer noch die gleiche wie vor zwei Jahren, als Ihr vom Obermättli zu mir in den Dienst tratet. Ja, erziehen muß ich Euch, es könnte sonst schiefgehen wenn er kommt!“

Dieser Gedanke ist der erste Wermutstropfen in seiner großen Freude, daß der neue Bischof die Mayoraner einmal in ihrer eigenen Kirche firmen will. Der Herr Pfarrer geht mit dem gleichen Feuerschritt wieder in sein Stu-

dierzimmer. Das Agatli aber sitzt am Küchentisch mit unterstütztem Kopf und weiß nichts zu denken als — es kommt einer — aber wer, kann das seelengute Meitli nicht erraten.

„Agathe“, schallt von drinnen die Stimme. wie sie noch keine gehört. „Bringe mir ein Glas Wasser!“

Die Magd schreckt auf und greift an ihre magern Zöpflein, die sie um den Kopf gebunden trägt. Wenn der Herr Pfarrer Wasser wollte, hatte er es immer selbst vom Brunnen geholt, manchmal sogar mit einem Beckli. Merkwürdig! Die Alte schließt gemächlich den Küchenschrank auf. Du lieber Himmel! Der Pfarrer steht schon hinter der Türe und mißt sie strenge.

„Agathe, ich habe schon gesagt, ich werde Euch jetzt anders gewöhnen. Ich war in vielen Dingen zu nachsichtig, das liegt mir schwer auf. Nicht nur in der Gemeinde, im eigenen Hause muß man mit der Verbesserung anfangen. Wenn ich also in Zukunft rufe, so müßt Ihr antworten: Jawohl, Herr Pfarrer, es soll geschehen, Herr Pfarrer — oder: Sogleich, Herr Pfarrer! Wisset, das ist nämlich wegen dem Besuche des —.“

Hochwürden hält plötzlich inne, nimmt ein Becklein vom Gestell und schöpft Wasser wie früher. „Ihr müßt eben lernen, wie Ihr Euch zu benehmen habet. Also, passet auf!“ Und wieder ist er verschwunden. Die Jungfer weiß nicht ein noch aus. Ist das ihr frommer, alter Herr, der sagt, jedes überflüssige Wort sei eine Sünd'? Sie schüttelt verständnislos den Kopf. Da tönt es von drinnen:

„Agathe, bringet Zündhölzer!“

Sie schrickt auf und fackelt in der Küche herum. Nun steht sie vor der Stubentür. Eine



lähmende Angst faßt sie. Was muß sie nun sagen? Sie öffnet die Türe. Gottlob, jetzt weiß sie's wieder und zieht los, indem sie ihm die Zündhölzer hinhält: „Jawohl, Herr Pfarrer, es soll geschehen, Herr Pfarrer, oder gleich, Herr Pfarrer.“

Der schaut sie nur stumm an, dann spricht er, den Kopf wiegend: „Ja, ja, nach dreißig Jahren kommt er einmal, mir ist's auch in die Glieder gefahren.“

Am Abend aber, eine Stunde nach dem Rosenkranz, richtig, weiß es das ganze Dorf: Es kommt einer! Einer kommt, ein großer, aber wer es ist, weiß niemand.

Am Sonntag drauf ist die Kirche so voll wie seit Wochen nie mehr. Nun vernehmen sie's: Der Bischof kommt, um die Mayoraner in der eigenen Kirche zu firmen, bei ihrer Mutter Gottes, die ein berühmter Künstler gemalt haben soll.

Von jenem Tag an war eine seltsame Unruhe in das Dörflein eingekehrt. Die dauerte zwei Monate lang, bis der Bischof wirklich kam. Schon am nächsten Tag trat der Kirchenrat zu einer langen, sehr langen Sitzung zusammen. In der Folge sah man Maurer und Maler von auswärts in das stille, holunder- und fliederumspinnene Kirchlein einziehen.

In der Sakristei hielten der Küster und seine Frau große Wäsche. Der Herr Pfarrer reiste jetzt oft nach der Stadt, war bald da, bald dort im Dorfe. Extra-Andachten und Extra-Christenlehre richtete er ein.

Das pfarrherrliche Fieber hatte auch die Leute von Mayoran angesteckt. Der Kirchenchor wurde ein über das andere Mal von einem höchst schwierigen Streit heimgesucht, ob man dieses oder jenes Lied, ob man vor oder nach der Firmung oder während der ganzen Dauer der heiligen Handlung singen sollte. Jedemal gab es erst Waffenstillstand der Zungen, wenn Hochwürden selbst in den Saal zum Rößli gehustet kam und im Probelokal seine Meinung abgab. Die alten Kirchentrampen aber maßen mit scharfen Augen, welche von ihnen die schönsten Geranien-, Lavendel- und Nelkenstöcke habe, um beim Einzug des Bischofs die Fenster zu schmücken. Auch den Schulmeister hatte das allgemeine Fieber ergriffen, an dem die Ortschaft krankte. Jede Woche so zweimal führt er seine Schäflein auf die Landstraße bis halb nach Kopplingen hinunter, wo der Gemeindebann aufhört und der Wald zur Tiefe neigt und man die Flecken und Dörfer der Niederung sieht. Dort stellte er die Kinder in Reih und Glied zu beiden Seiten der Straße auf. Die Mädchen hielten dann die Schultaschen in ihren Händen, als wären sie Körbe, und hatten daraus zu schöpfen und in weiten, schwungvollen Bögen die Bewegung des Blumenstreuens zu üben. Der Lehrer schritt mit seinem Stock gravitatisch durch die Reihen: „Buben, paßt auf, denkt jetzt, ich sei der Bischof in der Kutsche. Macht die Reverenz!“ Dann knieten alle nieder, nahmen das Käppchen von den struppigen Köpfen und schielten auf den feierlich hindurchwandelnden Lehrer. Aber auch die gesalzensten Ohrfeigen konnten nicht verhindern, daß bei diesen Übungen

hinter dem Rücken des Pseudobischofs die Buben lange Nasen schnitten. Dennoch sah es im Herzen des Lehrers ganz bischöflich aus, und er schritt nachher mit gehobenen Sinnen seiner Behausung zu. Die Mütter daheim, waren es auch ganz arme, schneiderten und stichelten am weißen Röcklein für ihre Mädchen. Die Männer brummt, es wäre nicht gerade nötig, daß man es mit dem Firlefanz den Kopplingern nachmachen müsse, aber heimlich im hintersten Stübli des Gasthofs zum Rößli saßen die Dorfältesten mit sorgenschweren Gesichtern, streckten ihre Nasen tief-sinnig in die Biergläser und besprachen ernsthaft, ob man dem Bischof zu Ehren nicht ein Theaterstück aufführen sollte. Etwa „Des Dorfschulzen schöne Vreneli“, oder „Der wandelnde Pfarrherr“, oder „Wie die rote Ursel zu einem Man kam“. Die andern Gemeinden hätten das zwar nie getan, aber die Mayoraner seien immer pfißige Köpfe gewesen und seien stets im Takt geschritten. Zu einem einstimmigen Beschlusse aber kamen sie nie, und das Theater unterblieb. In den umliegenden Gemeinden aber hieß es nach und nach, in Mayoran sei eine seltsame Krankheit aufge-taucht. Das ganze Dorf sei verseucht, selbst der Sigrist, der deshalb die Glocken zweimal mehr läute als früher. Diese Krankheit heiße das Bischofsfieber.

Am stärksten hatte es das Agatli gepackt. Seit jenem Sonntag hatte es eigentlich keine frohe Stunde mehr erlebt. Am Montag darauf brachte ihm der Pfarrer von der Stadt zwei Bücher heim, „Anstandsregeln für Dienstboten“ und eine „Kochschule von Erika Weber“. Darin mußte nun das arme Jüngferlein buchstabieren, statt wie früher in der Geißblattlaube auf der Bank sitzend, die Vorübergehenden zu mustern oder in die liebe Sonne zu blinzeln. Etwa acht Tage später kam eine Kiste an, darin lag ein Ballen Leinwand. Nun mußte es drauflos nähen; denn der Bischof sollte auf blütenweißen Linnentüchern schlafen und mit niegebrauchten Servietten seinen Mund wischen. Der Speisezettel für das Bischofsessen hing schon, vom Pfarrer eigenhändig geschrieben, an der Küchentüre angeschlagen. Dem alten Jüngferlein wurde das Herz immer schwerer, sein Wissen immer unsicherer und die Angst vor dem gefürchteten Bischofsbesuch immer größer. Die einzige Zuflucht in ihrer Not war jetzt die Muttergottes. Ins Kirchlein ging sie, aber nicht vor das große Altargemälde, sondern vor die alte Statue in der Seitenkapelle. Dort kniete das Agatli, wenn es im Pfarrhof davonkommen konnte, stellte die schönsten Sträuße aus dem Pfarrgarten hin, klagte ihr bitteres Herzeleid, allen Kummer, den der Bischof über sie gebracht. Geplagtes Agatli!

Dann wackelte die Arme, noch bedrückter durch all die kunterbunten Gedanken, aus der Kirche, an der Schulstube vorbei, wo die Schulkinder aus Leibeskräften ein Abschiedslied für den Bischof einübten. „So leb denn wohl, du guter Hirt“, nach der altbekannten Melodie: „So leb denn wohl, du altes Haus“. Ja, die hatten gut singen! Nun geht sie von einem Zimmer ins andere, bis ins



Gastzimmer. Das heißt jetzt: das Bischofszimmer. Prüfend durchforscht sie es mit ihren blauwässerigen Äuglein. Auf dem Tisch liegt die große Bibel aufgeschlagen, dort, wo zu lesen steht: „Du bist Priester auf ewig nach der Ordnung Melchisedechs.“ Der Herr Pfarrer hatte sie selber in der Sakristei geholt und dorthin getragen. An den Fenstern hängen die neuen kreidehart gestärkten Vorhänge. Vor dem Bett liegt der Teppich, den das Agatli im Gasthaus zum Sternen entlehnt hat. Dem Pfarrer hat es das noch nicht gesagt, denn der Sternen ist liberal. — Dann ist endlich der Tag gekommen, an dem die Mayoraner ihrem Bischof entgegenziehen. Sie und das Tal sind ein Horchen, ein Harren auf einen, der kommt, das Erntefieber zu bringen und zu entfachen.

„Feuer vom Himmel, was will ich anders, als daß es brenne“, betet leise der Pfarrer im Festornat. Ein Funkensprühen hebt an von Gipfel zu Gipfel. In Rosenduft und Licht liegt das weltferne Tal mit seinem festbereiten Dorfe.

Ein Wagen, von zwei Pferden gezogen, hat die Egg erklimmt. Durch den wandernden Zug auf der Landstraße geht ein Raunen. Die Musik setzt ein, ein Lied schwillt an, die Lichtungen an den Waldhängen fangen den Schall auf und tragen ihn dem Hochwald zu. Die letzten, weichen Sonnenstrahlen streicheln wie milde Frauenhände über das nahende Duster und das singende Tal. So hat der Bischof das vergessene Dörflein zum ersten Male im sinkenden Golde des Abends gesehen.

Im Pfarrhaus zappelt unterdessen das Agatli herum. Das Fieber ist bei ihr aufs Höchste gestiegen: zwei Krüge liegen bereits in Scher-



ben am Boden. Alle Augenblicke läuft es vom Feuerherde hinweg in die gute Stube und schaut und zählt, ob auf dem Tisch wirklich gar nichts fehle. Dann seufzt sie: „Wäre nur erst die Kreszenz, die Hilfsköchin, aus dem Chorherrenstift da!“ Die Alte öffnet das Gangfenster und schaut hinter den Geranien versteckt die Straße entlang. Von weit her — über die Felder — trägt der Abendwind eine ferne Musik.

Drunten läutet es. Es ist der Briefbote, der ihr einen Brief bringt. Sie dreht das Kuvert ein paarmal, zieht dann aus ihren magern, mit Schuhbändeln durchflochtenen Zöpflein eine Haarnadel heraus und öffnet damit den Brief:

„Du himmlischer Herr“, jammert das Agatli auf: „Jetzt hab ich doch so viele Rosenkränze gebetet, keine einzige hab ich mehr beim Pfarrherrn verhandelt — und rein nichts hat's genützt: jetzt kommt die Kreszenz doch erst morgen!“ Ganz allein muß sie heut abend aufwarten! Aus der Küche dringt ein seltsam brenzeliger Geruch. Sie hat die höchste Zeit, den Braten in eine andere Pfanne zu übersiedeln. Dabei jammert sie unaufhörlich. Zum ersten Male in ihrem Leben steigt etwas Sonderbares in das Herz der guten Alten. Sie denkt: Zwei Kerzen habe ich ihr brennen lassen, die schönsten Pfingstrosen hat sie bekommen, und nichts genützt hat's bis jetzt, nichts!

Wieder schellt es, daß das Agatli aufzuckt, als hätte es eine Hummel gestochen. Vor der Türe steht ein Bäuerlein mit einem Schweinchen: „Das ist für den Herrn Pfarrer, ich habe ihm im Frühling eines versprochen, als er meine Alte selig versehen hat. 's ist auch gar zu weit in die Trockenmatt. Weil ich auch einen Göttibub hab' und schon heute abend ins Dorf gekommen — so dacht ich: treibst das Vieh gerade mit.“

Dabei zwängt sich das Bäuerlein mit dem grunzenden Tiere in den Hausgang auf die

Kellertüre zu. Das entsetzte Agatli aber schlägt die Hände zusammen und klagt:

„Aber Kasper Jörg Fluder, das Schwein können wir jetzt nicht brauchen, wir haben keinen Stall. Zudem kann der Bischof jede Minute kommen!“ Als unterstriche der Wind ihre Worte, trägt er von der Dorfstraße her Trompetenstöße in die pfarrhäusliche Stille.

„Grad' eben darum habe ich es gebracht. Der Bischof soll merken, daß wir mit dem Pfarrer in Frieden leben, das soll er!“ Und er drückte ihr die Halfter, an die das fette, grunzende Tier gebunden ist, in die Hand. Das Agatli aber jam-

merte: „Bringt das Schweinlein zum Metzger!“

Das Bäuerlein greift nach seiner Schnupfdose.

„Seid doch vernünftig, Kasper“, fleht das Agatli.

„Hätschu, hätschu“, niest der Bauer, und dazu grunzt das schnuppernde Schwein. Näher, näher kommt die Musik. Im Glockenstuhl beginnen die Glocken zu läuten. Da durchfährt das Agatli ein solcher Schrecken, daß es das Tierchen fahren läßt. Das läuft in seliger Freiheitswonne die Stiege hinauf und grunzt in wohlgrundiertem Baß. Händerringend ist das Agatli hinterher.

„Mußt nur locken — has — häs! Es ist ein friedliches Tier, ich geh jetzt, Hätschu!“

Die Haustüre knarrt in den Angeln. Das fette Schweinchen aber stolpert behende die Stiege hinauf, das Meitli hinterher. Toll wird die Jagd. Dazu läuten die Glocken. Vom Platz her tost die Musik. In die kühle Stille des Pfarrhauses grunzt das Schweinlein und fuchelt mit blutrotem Kopf das arme Agatli. Endlich ist das Tier im Keller eingeschlossen. Hoch aufatmend lehnt sich die Alte einen Augenblick an die weißgetünchte Wand. Die Musik spielt vor den Fenstern. Der Hund schlägt an. Das Agatli ist in der Küche verschwunden. Da wird die Haustüre langsam feierlich aufgestoßen. Im nächsten Augenblick dröhnt das Grunzen des Schweins als erstes Begrüßungswort in die Weihe der Stunde. Das Agatli in der Küche hört es, wirft das Handtuch auf den Tisch und springt voll Entsetzen hinaus. Es prallt gerade auf den hohen Herrn, der die Treppe emporsteigt:

„Ah, das ist sicher die Marthagestalt, die das Haus so schön bekränzt hat“, und hält dem verdatterten Mädchen huldvoll den Ring zum Küssen hin. Das Agatli aber stottert hilflos:

„Ich heiße Agatha, Euer Gnaden, nicht Martha!“

Drunten grunzt bekräftigend das Schwein. Ein feines, malizöses Lächeln umspielt des Bischofs Lippen, und er meint beschwichtigend:

„Gut, gut, also Agatha — aber was hört man denn da für einen Lärm — wie aus einer Schlächtereier?“

„Ja, ja eben, jawohl, es ist eine Schlächtereier in der Nähe“, stößt in ihrer Todesangst das Agatli hervor. Der hohe Herr ergänzt mit nachsichtigem Verstehen und komischem Ernste:

„Ja, sie muß wohl sehr nahe sein.“

Wie das Agatli in die Küche kommt, wendet es sich gegen das Muttergottesbild, kehrt es gegen die Wand und seufzt:

„So viel hab ich gebetet und nichts, gar nichts hat's genützt. Alles geht schief und verkehrt.“

Richtig hat sie auch den Maien auf dem Tisch vergessen, den der Herr Pfarrer noch extra befohlen hat. Aber wo soll sie Blumen hernehmen? Wie abgemäht liegt der Garten. Ihre Gedanken bei den Blumen, zwirbelt ihre Hand mit der Holzkelte in der Suppe herum. Da kommt ihr ein rettender Gedanke. Der Mutter Gottes hat sie so viel Blumen hingestellt. Nun kann sie ihr wohl wieder einen Topf voll Rosen nehmen für den Abendtisch des Bischofs. Ohne die Suppenkelte aus der Hand zu legen, läuft das Agatli zum Gartentürlein heraus, auf die Sakristeitüre zu, zu der sie den Schlüssel am Schlüsselbund trägt. Dann steht sie in der Kirche vor der Muttergottesstatue, die wie in einem Blumenbeet voll frischer Rosen, Gallien und Verbenen in unveränderlicher Ruhe thront. Das gepeinigtes Mädchen schaut zu dem Bilde auf, und beschwörend dringt ihr Gemurmel durch die stumme Kirche:

„Achtzig Rosenkränze hab' ich gebetet, drei verloren und einen zerbrochen, und doch ist es mir jetzt so schlecht gegangen, kannst mir wohl einen Maien leihen, heilige Jungfrau, er ist ja für den Bischof.“ Das Agatli reckt sich, eine der Vasen zu seiten des Bildes zu ergreifen. Daran hindert sie aber die mitgelaufene Suppenkelte. Ohne sich bewußt zu sein, was sie tut, und gedrängt durch die hetzenden Gedanken, hängt sie die Kelte an das Ärmlein des Jesuskindes, das die heilige Jungfrau in ihren Armen hält. Dann ergreift sie mit beiden nun freien Händen einen der Töpfe voll Blumen und eilt, so rasch die alten, müden Füße vermögen, dem Pfarrhause zu, wo sie mit den Blumen der Mutter Gottes den Tisch ziert. Dann fährt sie in die Küche, sucht die Suppenkelte und kann sie nicht finden, trotzdem sie so sicher ist, daß sie diese neben die Suppenschüssel auf den Tisch gelegt. Armes, vielgeplagtes Agatli! Im stillen Kirchlein aber funkelt im Mondlicht, fein und golden, der Sternreif im Haar der heiligen Jungfrau. Nun huscht der milde Strahl über das Jesuskind. Der gleiche blasse Strahl heftet sich auch an das sonderbare Anhängel des Jesuskindes, die hölzerne Kelte, die das Agatli in ihrer trostlosen Verwirrtheit dort ohne Wissen und Willen angebracht.

Das war eine feierliche, aber auch heitere Firmung zu Mayoran! Das Kirchlein versank

beinahe in seinem reichen Schmucke. Jede Säule war mit einem Efeukranz umwunden; an jeder prangte ein mächtiger, goldener Schild, worauf in himmelblauen Buchstaben eine der sieben Gaben des Heiligen Geistes geschrieben stand. Ernst und fromm begann die Feier. Aber hin und wieder ging ein unterdrücktes Kichern durch die Reihen der Buben und Mägdlein. Sie stießen einander an und deuteten versteckt auf die Muttergottesstatue. Daran baumelte in unschuldiger Hölzernheit der mit Suppe beschmierte Holzlöffel in seiner ganzen Länge und Gelassenheit.

Als die Kirchenleute nach beendeter Feier vor dem Kirchenportale auf den Bischof warteten, da haben die einen gelacht ob dem ungebetenen Kirchenschmucke und die anderen gar arg geklagt ob dem frevlen Übermut des unbekanntes Übeltäters.

„Habt ihr gemerkt, steckengeblieben ist der Pfarrer, als er den Unfug von der Kanzel aus gesehen?“

„Ja, der Bischof hat auch ganz verwundert hingeschaut!“

Da wurde der Klatsch von der Musik über-tönt.

Der Bischof, begleitet von der Geistlichkeit, zieht aus der Kirche. Am Wege zu beiden Seiten kniet das Volk. Des Hirten Augen ruhen milde auf der schlichten Menge, und segnend hebt er die Rechte. Er weiß, wie eine große Summe von Zeit und Arbeit in einem jeden dieser Lieder und Kränze verborgen liegt. Er



steht versonnen unter dem hohen Portale, die Mitra auf dem Haupte, das leicht gesenkt dem Volke zugewendet ist. Viele Jahre sind es her — auch er war kleiner Leute Kind, auch er hat einst mitgesungen, das Haus geziert, als der Bischof in sein Dorf gekommen. Die Mutter — er sieht in der blassen Vergangenheit eine schlichte, sorgenverhärmte Frau; er streicht sich leicht über die gesenkten Augenlider, die Hand wird feucht; er sieht wieder jene stille Frau. Sie hat zwei unsäglich sanfte Augen; drin schwamm ein Meer von Liebe und Mütterlichkeit. Er hört eine fast verschüchterte Stimme: Junge, mein Junge, in vier Wochen wirst gefirmt. Sieh, all das Geld hab' ich erspart, um dir ein neu G'wändle zu kaufen. 's ist mir, als müßt ich für dich, den Jüngsten, dreimal mehr tun als für die andern, stetsfort beten um den Heiligen Geist; weiß nit warum! — Mutter, Mutterlieb, deines Jungen blondes Haar ist jetzt schlohweiß. Er trägt ein schweres Gewicht. Hast gut getan, für ihn zu beten, mehr als für die andern. Sieh, dein Gebet bleibt jungfrisch wie der Maientag, an dem dein Jüngster gefirmt worden. Mutterliebe — allgewaltig, allumfassend, wie die Gnade, ja, wie die Gnade!

Der Bischof erwacht. Er faßt seinen Bischofsstab, schreitet auf den Weg hinaus, bekränzt vom knienden Volke. Ein altes, runzeliges Mütterlein schaut einfältig schlicht zum Bischof auf. Der bleibt stehen, reicht ihr die Hand und sagt:

„Müßt nicht so lange knien, Mütterchen!“

Die Alte weiß vor Freud kein Wort über die dünnen Lippen zu pressen. Sie erhebt sich zit-



ternd an des Bischofs Hand. Da fühlt sie sich auf die Seite gezupft, und ein kaum fünfjähriges Knirpschen sagt:

„Das ist meine Großmutter. Bitt' schön um ein Heiligenbild!“ Der Haselfritze hat eben gedacht: Was man bei den Kapuzinern darf, wird wohl auch beim Bischof angehen. Der legt seine Hand auf des Kindes Haupt und lächelt fein:

„Ein Bild sollst du haben, Kleiner, werd's dem Herrn Pfarrer senden, darfst es bei ihm abholen.“

Dann schickt sich der Bischof an, den Kirchensteig hinunterzuschreiten. Der Pfarrer aber flüstert ihm zu:

„Wollen Euer Gnaden Geduld haben, der hiesige Kirchenchor hat gestern abend die Kirche beleuchten wollen, aus lauter Freude, daß Euer Gnaden zu uns gekommen. Nun hat die Post das Bengal erst heute gebracht, und so haben sie es jetzt angezündet, da Euer Gnaden schon heute nachmittag verreisen. Sie möchten es nicht gern umsonst gekauft haben.“

Der Bischof drückt dem Pfarrer die Hand, und ein unmerkliches Lächeln umspielt seinen Mund. Vor der Kirchhofmauer singt der Kirchenchor. Der Schulmeister fuchelt den Takt. Zu beiden Seiten aber steigt der Bengaldunst auf zu der strahlenden Sonne, daß die Gesichter der Sänger fast rußig schwarz glänzen. Und durch das Singen bricht sich ein Räuspern und Husten. Die Kirche versinkt im Bengaldampf. Auf dem Friedhof, in den Reihen neben den schlafenden Toten, steht das Volk aus Mayoran, die Firmkinder in den Brautkränzen ihrer Mütter auf den glatten Scheiteln. Auch der Bischof hustelt ob dem qualmenden Rauch. Aber er versteht die einfältig kindliche Sprache der Mayoraner, und über den Bengaldampf der bäuerlichen Unbeholfenheit leuchtet ihm wie die Sonne die starke Gläubigkeit dieses Volkes, das in ihm den Vermittler sieht zwischen dem irdischen Kleinleben und dem ewigen Pol ihrer Gedanken, den Ausspender des Geistes, der das Leben bringt und weht, wo er will.

Die Musik ist verstummt. Langsam zerstreuen sich die Leute. Um diese Zeit ist das Agatli aus der guten Stube in die Küche gerannt und hat der Kreszenz, der Hilfsköchin, gemeldet: „Die geistlichen Herren kommen zum Essen!“

Seit die Kreszenz da ist und alles in ihrer schaffigen Art diktiert, ist das Agatli ruhiger geworden. Es trägt nun fein und zimperlich das Mittagessen der geistlichen Herren in die gute Stube. Jedesmal, wenn es an der Uhr im Gang vorüberkommt, hebt es den Blick zu dem rosenbemalten Zifferblatt, das wie ein gemütlich Gesicht aus dem alten Gehäuse herauspäht, und denkt: Gottlob, schon so spät! 's geht alles vorüber! Wieder tritt das Agatli in die Eßstube mit der brodelnden Gans auf der mächtigen großen Platte, die die Kreszenz aus dem Chorherrenstift mitgebracht. Da hört es den Pfarrer sagen: „Seht, Euer Gnaden, daß gerade in meiner Gemeinde ein solcher Unfug vorgekommen ist, verbittert mir den schönen Tag ganz.“

„Herr Pfarrer“, unterbricht ihn der Bischof, „das muß Sie nicht verdrießen. An jedem Ort gibt es etwa einen ungeratenen Lausbuben.“

Seiner Gnaden haben recht. Ein solcher und niemand anders wird's gewesen sein, der der Muttergottes den Kochlöffel angehängt hat! Das ist arg! Dabei kommt ihr in den Sinn, daß sie ihre verlorene Suppenkelle noch immer nicht gefunden hat. Auf einmal zittert das Agatli so sehr, daß ihr der gutmütige Pater Ildéfons, der links neben dem Bischof sitzt, die heiße Platte abnimmt und dazu lacht:

„Habt Ihr Euch die Finger verbrannt, Jungfer?“

Das Agatli schaut scheu und betroffen auf und flüstert: „Ja, die Finger verbrannt.“ Dann huscht es hinaus. Im Gang aber bleibt es stehen. Es kommt ihm in den Sinn, wie es gestern vor der Sakristeitüre stand und den Kochlöffel in der Wand entdeckte. Du heilige Maria Mutter Gottes! Hat sie den etwa liegenlassen und hat ihn ein Spitzbub dann aufgehängt? Eine furchtbare Angst befällt sie. Langsam und klein sind ihre Schritte, als sie wieder in die Eßstube eintritt.

Aber noch immer dreht sich das Gespräch um den unseligen Kochlöffel, und dem Agatli pocht das Herz, als wollte es davonhüpfen. Der Herr Pfarrer aber erzählt: „Hier in Mayoran kann nur einer in Betracht kommen, der so etwas täte. Das ist der Trina Müller ihr Bub, Den habe ich vom Landjäger in die Schulstube einsperren lassen. Sobald er den Befehl ausgeführt hat, wird er mir berichten. Den Buben will ich dann selbst befragen!“

Im Flur ertönt die Hausglocke. Das Agatli setzt die Platte auf den Tisch und eilt hinab.

Der Bischof sagt ernst und weich: „Seid nachsichtig mit dem Kind! Tut es mir zulieb!“

In des Pfarrers bleiches Antlitz steigt ein feines Rot und er antwortet: „Aber eine Strafe muß er doch haben!“

Da lächelt der Bischof: „Machen Sie es ihm leicht! Und nach dem Regen lassen Sie wieder die Sonne scheinen!“

An der Tür klopf es und herein tritt der Landjäger.

„Melde gehorsamst, daß der Müller Ludi im Schulhaus sitzt, wie es der Pfarrer befohlen hat. Aber die — die —“

„Gut, Ihr könnt gehen. Die Agathe soll Euch ein Glas Wein einschenken.“

„Die Agathe, das ist's ja eben. Den Kochlöffel, den ich auf Herrn Pfarrers Wunsch herbrachte, hat sie mir aus den Händen gerissen und dazu gejammert, der Bub sei unschuldig, ich soll ihn laufen lassen. Herr Pfarrer, mit Verlaub, aber ich glaub', sie ist übergeschnappt.“



Da schlottert es herein, kreideweiß, ein Häuflein Elend, und trägt den Kochlöffel ans Herz gepreßt. Der Landjäger macht sich davon. Die plaudernde Gesellschaft am Tisch verstummt, nur der Pfarrer fragt leise: „Aber Agathe, was hat es denn gegeben?“

Die alte Magd aber steht zwischen dem Kantrum und der Türe und schluchzt zum Steinerweichen in ihre weißgestärkte Schürze hinein. Pater Ildéfons, der ein großer Spaßvogel vor dem Herrn ist, hat gleich das Komische aus der Tragik der Alten herausgewittert. Er steht auf und tritt zu ihr und legt begütigend die Hand auf die Schulter:

„Agathe, habt Ihr etwa Mitleid mit dem Lausbuben, der in der Kirche die Kelle aufgehängt?“

Die Magd schluchzt und würgt, aber dann kommt es plötzlich von ihren Lippen, erst stotkend, unter dem tiefgesenkten Kopf hervor, dann immer lauter, jammernder:

„Ja eben, wegen dem Lausbub. Der hat's gar nicht gemacht. Die Kelle gehört ja mir, ich hab sie dort vergessen, als ich den Maien für den Bischof holte bei der Mutter Gottes.“ Fast anklagend wird die Stimme, wird leiser und erstickt in einem würgenden Schluchzen —

„Um achtzig Rosenkränze hab' ich gebetet, alle Tag frische Blumen hab' ich ihr gebracht, daß zuletzt keine mehr im Garten standen, und gar nichts hat's genützt. Alleweil ist wieder etwas so Dummes passiert! Die Kreszenz ist nicht zur rechten Zeit gekommen, und die Blumen auf dem Abendtisch von Euer Gnaden haben auch gefehlt. Da hab' ich eben nicht mehr aus und ein gewußt — und gedacht, einmal kann sie mir aber doch helfen, die Mutter Gottes. Bin dann in die Kirche gesprungen mitsamt dem Löffel da und hab' mir bei ihr einen Maien geholt.“

Wieder geht ihre Stimme unter in Schluchzen. Sie steht da, als müßte im nächsten Augenblick der Boden sich öffnen und sie darin versinken vor übergroßer Scham. Doch wie im Selbstgespräch fährt sie fort: „Aber im Kopf bin ich schon noch recht! Nur wie ich den Landjäger mit meinem Kochlöffel sah, da wußte ich mit einem Male, daß ich die Kelle selbst bei der Mutter Gottes aufgehängt hatte, weil sie mir

im Wege war, als ich den Blumentopf ergreifen wollte.“

Seltsam prickelte es dem Agatli in den alten Beinen. Alles geht für sie rundum. Sie muß sich am Kantrum halten nach dieser großen Beichte. Der Bischof aber steht auf, reicht ihr eigenhändig ein Glas voll Wein und sagt:

„Agatli, trinkt jetzt! Das war recht brav, daß Ihr so mutig alles eingestanden.“

„Oh, es ist nur wegen dem Buben, der arme Kerl ist ja unschuldig“, schluchzte das Agatli und schaut scheu auf des hohen Herrn weiße Hand. Dann trinkt es gehorsam. Mit der Linken aber hält sie krampfhaft die verwunschene Kelle. Warm und wohl stömt es dem Agatli durch die gefolterten Glieder. Es denkt: Der Bischof muß jetzt aussehen wie der leibhaftige Heiland. Ihn anzuschauen getraut es sich nicht. Aber die furchtbare Angst und Gewissensnot ist mit einem Male zu Ende, und — Wunder über Wunder — hört das Agatli jetzt ein unterdrücktes, dann lauter und lauter werdendes Gelächter. Jetzt endlich schaut die Alte aus ihrem Sünderecklein auf — und sieht lauter lustige Gesichter. Der Bischof aber, seine Rechte auf den Arm des Pfarrherrn gelegt, schüttelt sich vor Lachen und wischt sich die

Tränen aus den Augen. Bischöfliche Würde und geistlicher Ernst hatten sich in die Ecken verkrochen.

So hat die Mutter Gottes dem Agatli doch noch geholfen und es vom Bischofsfieber geheilt. Denn der hohe Herr hat dann gar lieb und freundlich das vergeisterte Meitli bei der Hand gefaßt, es gelobt ob all der vielen Mühe und Arbeit, die es seinetwillen gehabt. Er hat sogar gemeint, an dem Kellenunfug sei er ja allerends selbst ein bißchen mit schuld. Er hätt' eben gar nicht so recht bedacht, was so ein Bischofsbesuch alles mit sich bringe.

Wenn später die Jugend im Dorfe und wohl auch die Alten das Agatli mit der unseligen Kellengeschichte aufzogen, so griff es sich zum Troste in die tiefe Schürzentasche und tastete nach dem prachtvoll silbernen Rosenkranz, den ihm der Bischof beim Abschied so huldvoll in die Hand gedrückt hatte. Es streichelte leise das bischöfliche Geschenk und lächelte sogar zuweilen ob dem Gespött der Leute; denn es war ja nun vom Bischofsfieber geheilt.

(Mit Genehmigung des Benziger-Verlages Einsiedeln-Köln aus Richli. Im Stundenschlag der Zeit.)

Die Hungersnot vor 100 Jahren

Wir haben in der jüngsten Vergangenheit auch Jahre erlebt, die uns nicht gefielen. Doch waren selbst die schlimmsten Jahre nicht zu vergleichen mit der Not, die vor rund hundert Jahren in unseren Gemeinden herrschte. Ich hörte es noch von meinen Großeltern, daß man damals oft genug nichts zu essen hatte als Rübensuppen. Auch in den Zeitungen jener Zeit, namentlich den Amtsverkündigern von Offenburg, Donaueschingen und Baden-Baden las ich dasselbe.

Gewöhnlich nennt man als Hauptursache jener Hungersnot die „Kartoffelkrankheit“. Es ist merkwürdig! Es waren noch lange keine hundert Jahre vergangen, seitdem die Kartoffel bei uns Volksnahrung geworden war, und jetzt, wo diese Bodenfrucht zum ersten Male versagt, kommt es gleich zu einer großen Hungersnot!

Während der Weizen in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts nur 6½ Gulden pro Malter gekostet hatte, stieg der Preis im Jahre 1847 in Offenburg auf 40 Gulden. Wer mochte solche Preise noch bezahlen können in einer Zeit, wo die meisten Leute überhaupt kein Geld besaßen!

In den nachfolgenden Jahren kamen dann noch die politischen Unruhen dazu. Das Volk war wenig religiös. Die religiöse Oberflächlichkeit war von den Kathedern der Universitäten nach und nach auch ins Volk eingedrungen, natürlich wurden die Studenten zuerst davon angesteckt; aber selbst das Landvolk blieb davon nicht unberührt.

Es erscheint uns fast unbegreiflich, daß gerade gebildete Herren bei der Revolution eine

führende Rolle spielten, besonders Rechtsanwälte, Ärzte und Lehrer; in den Städten beteiligten sich manche aus dem Bürgerstande; die Wirte waren eifrig mit dabei. Dagegen war das Landvolk ziemlich zurückhaltend.

Zu Anfang der 40er Jahre hatte der Schlesier R o n g e eine deutsch-katholische Kirche gründen wollen; nun machte er tüchtig bei der Revolution mit; ebenso seine Anhänger in den Städten wie Mannheim usw. Dazu kamen als führende Persönlichkeiten der badischen Revolution Gustav Struve, Advokat in Mannheim und besonders Friedrich Hecker. Nachdem die Revolution gescheitert war, zogen beide nach Amerika. Der letzte kaufte dort eine Farm; auf dieser hielt er 23 Sklaven, die er übel behandelte, er, der große „Freiheitsheld“.

Einer der übelsten Menschen seiner Zeit war der Pole Ludwig Mieroslawski. Ausgerechnet ihn machte man zum Führer der Revolution, besonders in Nordbaden.

Rebellen kamen auch aus Ungarn, wo um jene Zeit ja K o s s u t h eine Revolution nach der anderen anstiftete. Doch die meisten Rebellen schickte Frankreich; zumeist Deutsche; es wohnten ja damals allein in Paris etwa 80 000 Deutsche; diese kämpften besonders in Südbaden, von wo sie nach der Niederlage in die Schweiz und nach Frankreich flüchteten. —

Die Revolution kostete das Volk schwere Opfer. Zunächst hatten die Burschen sich besonders tüchtig gezeigt im Rauben. Die Post-, Eisenbahn- und andere öffentliche Kassen wurden von ihnen radikal ausgeplündert und das Geld dann in der Schweiz verlegt. Auch